

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 106.

Samstag, 6. Mai.

1916.

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Becker (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Ohne daß Frau Vera darauf geachtet, war die frühe Dämmerung des Wintertages heraufgezogen, kaum konnte sie noch ihr Gesicht in dem Spiegel, vor dem sie stand, erkennen.

Seufzend ließ sie die Arme sinken, achlos ihr reiches, dunkles Haar, das sie gelöst hatte, herabfallen, trat zum Fenster und sah über die schneebedeckten Dächer nach dem schwindenden, letzten Widerschein der gesunkenen Sonne, den der tieferabhängende graue Himmel noch festzuhalten strebte.

Aber sie nahm das Bild vor sich kaum wahr, ihre großen, grauen Augen träumten darüber hinweg, ihre Gedanken weilten noch immer in der Welt, in der sie gelebt.

Ein Frösteln ging durch ihren Körper. Was sollte werden, wie würde sich ihre Zukunft gestalten? Vorher war ihr jede Überlegung genommen, alles war so schnell gegangen, erst hier, in ihrem früheren Zuhause, hatte das Denken angefangen.

Ihr „Zuhause“ — drei enge Räume, in denen sie mit Mutter und Bruder von der knappen Witwenpension der Mutter gelebt, bis sie durch ihre Heirat daraus erlöst wurde.

Mit welch glänzenden Verhältnissen hatte sie ihr bisheriges Heim vertauscht, um mit einem Schlage von neuem in die elende Misere dieses karglichen Daseins zurückgeworfen zu werden. Fast schlaflos hatte sie die drei Nächte, die sie nun wieder hier weilte, verbracht, immer nur von Gedanken gequält, Gedanken, die sie nun auch am Tage nicht verließen.

Dabei fühlte sie sich so matt und erschlagen, daß über allem der Wunsch stand: „Wenn ich doch sterben könnte, es zu Ende wäre oder wenigstens krank werden, recht krank, um endlich die Pein dieses Denkens loszuwerden.“

Aus den dunklen Schatten der letzten Wochen kehrte immer wieder die Erinnerung zurück, das Bild ihres Mannes trat ihr vor Augen, bis zu dem Tage ihres Bekanntwerdens mit ihm wanderten ihre Gedanken zurück.

Ganz deutlich tauchte alles in ihrem Geiste wieder auf:

In ihrem achtzehnten Geburtstag hatte ihr Bruder, der kurz vorher das Gymnasium beendet und Student geworden war, Billets für die Oper gebracht, aus seinem ersten Verdienst für die Nachhilfstunden, die er erteilte; am Abend im Theater hatte sie ihren Mann kennen gelernt.

Als sie mit dem Bruder nach Beendigung der Vorstellung aus dem dritten Rang gekommen, unten auf der letzten Treppe, die aus den Logen ins Vestibül führt, war ihr ein Handschuh entfallen, ein hinter ihr gehender Herr hatte ihn aufgehoben und ihr hingereicht. Sie hatte gedankt und war mit dem Bruder weitergegangen, doch der Herr, wie unabhängig, neben ihnen geblieben. Dabei hatte er ein paar Worte über die Vorstellung gesagt — etwas Bedeutungsloses, wohl nur, um ins Ge-

spräch zu kommen. Woher auch auf der Straße war er an ihrer Seite geblieben und mit einem: „Wir scheinen den gleichen Weg zu haben, wenn Sie gestatten“ — neben ihnen hergegangen.

Untenwegs hatte er sich vorgestellt: „Peter Grigorowitsch Depeschow“ und im Gespräch erwähnt, daß er nicht hier in Petersburg wohne, sondern nur auf einige Tage von Moskau herübergekommen sei. Auch, daß er Direktor einer Bank sei, erfuhr sie, und als er sich vor ihrer Wohnung verabschiedete, hatte er gebeten, ob die Geschwister ihm nicht den nächsten Abend jenseits wollten: er sei ganz fremd hier und das Schicksal hätte sie doch nun einmal zusammengeführt.

Sie hatten zugestimmt und waren am nächsten Abend seine Gäste im Hotel de l'Europe, wo er wohnte, den Tag darauf hatte Depeschow seinen Besuch gemacht.

Vera war erst ganz verzagt gewesen, als er gekommen — sie schämte sich, den vornehmen Fremden in ihrer engen Häuslichkeit zu empfangen, doch Depeschow hatte gar nicht auf die Umgebung achtgegeben, sah nur Interesse für sie zu haben und hatte fast eine Stunde mit ihr und der Mutter verplaudert.

„Eine unerlaubt lange Zeit für einen ersten Besuch“ — wie er sich entschuldigt hatte. Nach einigen Tagen hatte er seinen Besuch wiederholt, seine Abreise aus Petersburg aufgeschoben, dann nach einer Woche sie gefragt, ob sie seine Frau werden wollte. Vera hatte eingewilligt, sie hatte sich beglückt gefühlt, daß der reiche, vornehme Mann sie diesem jämmerlichen Leben entriß. Kurze Zeit darauf hatten sie geheiratet, sie war mit ihrem Mann nach Moskau übergesiedelt.

Wie eine Fürstin hatte sie gelebt, bis —

Sie schloß die Augen, sie wollte die Bilder gewaltig fortstreichen, doch wie ein Schwarm häßlicher, ungeschädigter Insekten drang es auf sie ein und ließ sie nicht. Sie hörte das Surren des Getiers, fühlte das Stechen, das in ihr Gehirn drang — immer wieder trat deutlich die Stunde in ihr Gedächtnis, als sie ihren Mann morgens in seinem Bette tot gefunden.

Grauenvolle Tage waren gefolgt. Fremde Menschen hatten in ihrem kostbaren Heim gehaust, man hatte ihr alles genommen.

Sie hatte sich unfähig gefühlt, eine Frage zu beantworten, stumm, teilnahmslos hatte sie geessen und alles um sich her geschehen lassen.

Dann war ihr Bruder gekommen, um sie mit sich zu nehmen, erst von ihm erfuhr sie, was geschehen: Ihr Mann hatte sich vergiftet — unglückliche Spekulationen hatten ihn zugrunde gerichtet, er hatte Geld der Bank, deren Direktor er war, angegriffen — nichts war zu retten, wie sie ins Haus gekommen, war sie wieder herausgegangen.

Durch ein Geräusch wurde sie aus ihren Gedanken aufgestört, ihre Mutter war ins Zimmer getreten und suchte auf dem Schreibtisch herum. Dabei war ein Buch zur Erde gefallen.

Vera hatte sich vom Fenster gewandt und sah mit leeren Augen zu ihr hin. Nur langsam fand sie sich in die Gegenwart zurück, sie blieb an ihrem Platz stehen, auch das Gefühl kam ihr nicht, daß sie sich nach dem Buche bücken mußte, um der Wäutler die Mühe zu ersparen, nur ganz mechanisch fragte sie: „Was suchst du?“

Frau Tschersassowa antwortete nicht, sie hob das Buch auf, zog das große Wolltuch fröstelnd fester um ihre Schultern und bewegte nur langsam, wie die Frage abwehrend, den Kopf. Dann ging sie still aus dem Zimmer.

Vor der Küchentür blieb sie einen Augenblick stehen, holte aus der Tasche einen kleinen Geldbeutel und entnahm diesem ein Zehnkopfenstück — die wenigen übrigen Münzen ließ sie leuchtend zurückgleiten.

Die Magd, die auf dem neben dem Herde stehenden Bette gelegen, sprang, als ihre Herrin die Küchentür öffnete, schnell auf und machte sich an dem Wassereßel zu schaffen — sie fürchtete Schelte, weil sie geschlafen, Frau Tschersassowa hatte jedoch kaum darauf geachtet, sie hielt ihr das Geldstück hin und sagte:

„Kauf, kauf mir Zigaretten, du weißt, die gleiche Sorte, die du immer bringst, halt dich nicht auf, komm schnell zurück.“

Die Magd wuschte sich ihre Hände an der Schürze ab — das Geldstück hatte sie in den Mund geschoben — und lief fort, Frau Tschersassowa ging unterdessen unruhig in der Küche auf und ab, von der Küche in den Korridor, dann wieder zurück in die Küche, doch sie achtete nicht darauf, daß das Wasser auf dem Herde zu dampfen anfing und ab und zu über den Rand des Kessels drang, sie horchte nur nach der Tür, ob die Magd zurückkäme.

Als sie draußen Schritte hörte, öffnete sie hastig und nahm der vom schnellen Laufen Reuchenden das Päckchen, das diese, die ihre Angelegenheit schon kannte, ihr entgegenhielt, aus der Hand, riß die Papierhülle davon und steckte eine der Zigaretten in den Mund. Ein Kästchen Streichhölzer hatte sie schon vorher aus der Kleider-tasche gezogen, schnell ließ sie eins der Hölzer auf-flammen und sog, während sie ins Zimmer zurückging, in langen Zügen den Rauch ein.

Vera hatte sich ihr Haar aufgesteckt und stand vor einem geöffneten Koffer, um sie herum lagen Kleider und Wäsche. Das Bedürfnis, sich irgendwie zu be-tätigen, nicht wieder in ihr Denken zu verfallen, hatte sie dazu getrieben, die Sachen auszupacken.

Ihre Mutter hatte sich in einen Sessel gesetzt und eine neue Zigarette angezündet, stumm sah sie der Tochter zu, nach einigen Minuten trat Vera zu ihr und schlang die Arme um ihren Hals:

„Was soll nun werden — ich kann dir doch nicht wieder zur Last fallen, was hat Sergei gesagt, er hat doch gewiß gesprochen —“

Ob die Mutter antworten konnte, wurde die Tür geöffnet und der Genannte trat ein. Ein schöner Mensch, fest wie ein Zwillingbruder Veras sah er aus, nur daß seine Augen anders blickten als die der Schwester. Während diese zu fordern schienen, Ver-langen, Sehnsucht ausdrückten, waren die feinen die Augen eines, der bereit ist, jede Bitte zu erfüllen, sich zu opfern, und auch jetzt gingen sie suchend über Mutter und Schwester, fragend: was hämmt ihr euch, ich bin ja da, ich will euch helfen.

Ein wohlmütiges Lächeln glitt über sein Gesicht, als er der Mutter die Stirn kitzte und dabei sah, wie sie die noch glimmende Zigarette vor ihm zu verstecken suchte. Er verstand, daß sie sein Nachhausekommen nicht hatte abwarten können, sich wohl von dem knappen Wirtschaftsgelde die ihr unentbehrlichen Zigaretten ge-kauft hatte, holte aus der Bruttatäse ein Päckchen her-zor und legte es neben sie auf den Tisch.

„Ich habe mich geeilt, ich wußte, daß du nichts mehr zu rauchen hattest, auch in meinem Schreischrank nichts finden konntest, verzeih, daß ich dich warten ließ.“

Dann wandte er sich an die Schwester und reichte ihr die Hand. Wortlos sahen sie sich an, Vera lehnte den Kopf an seine Schulter und brach in Tränen aus.

Er war das schon so an ihr gewöhnt, seit er sie von Moskau geholt, er wußte auch, ohne daß sie gesprochen, was das bedeutete, daß es nicht der Schmerz um den Toten war, daß die Furcht vor dem iden Leben, das ihr jetzt wieder bevorstand, vor der Armlosigkeit, in die sie zurückgeschleudert, sie in diese haltlose Verzweiflung gebracht. Aber er wollte nicht daran rühren, noch nicht, erst wenn sie ruhiger geworden sein würde, wenn sie angefangen, sich zurückzufinden, wollte er mit ihr sprechen, einen Plan für die Zukunft machen.

Er war sich selbst noch nicht klar, was werden sollte. Von der kleinen Pension der Mutter konnten sie nicht weiterleben, die wenigen Rubel, die er mit Unterricht verdiente, machten die Lage nicht besser, das hatte kaum gereicht, als Vera das Leben noch nicht kennen ge-lernt, noch nicht gewußt hatte, daß es um sie her eine andere Welt gab — undenkbar erschien es ihm, daß sie fortan ihre jungen Jahre vertrauern sollte, bis er selbst sein Ziel erreicht haben würde.

Sein Ziel — wozu unabhöhbare Zeit konnte darüber hingehen, bis er selbständig werden, Geld verdienen würde — stand er doch nicht einmal vor dem letzten Examen. Und auch dann, wenn er Universität und Examen hinter sich hatte, wie lange würde es noch dauern, bis sich das Gelernte in Geld umsetzen ließ. Sah er doch schon, wie so viele junge Mediziner brotlos umherliefen — zu allem mußte das Glück helfen, das ihnen jetzt wieder den Rücken gewandt.

Sanft streichelte er Vera über das Haar.

„Weine nicht, es wird schon besser werden, wir sind jung, wir müssen Mut behalten.“

Er glaubte selbst nicht an seine Worte, die ihn nur das Mitleid sprechen ließ, doch er durfte das nicht zeigen, auf ihn setzten Mutter und Schwester all ihre Hoffnung, und wie er die Mutter durch ein Päckchen Zigaretten aufzuheitern verstand, glaubte er auch die Schwester durch den Mut, den er zeigte, wieder aufzu-richten.

Die Magd steckte den Kopf zur Tür herein und mel-dete, daß der Tee fertig sei, und beim Abendessen suchte Sergei durch Erzählen der Tagesbegebenheiten die traurige Stimmung nicht wieder aufkommen zu lassen.

„Später bin ich frei, Vera, wollen wir ein bißchen herumlaufen, seit drei Tagen sitzt du zu Hause.“

Vera war einverstanden und die Geschwister gingen, nachdem sie Tee getrunken, fort. Frau Tschersassowa rief die Magd und ließ den Tisch abräumen, trat ans Fenster und blickte hinaus, um den beiden nachzusehen, doch es dauerte eine geraume Zeit, bis sie über die Straße kamen und um die Ecke bogen, die hatten wohl noch in der Haustür, vor der eine Equipage stand, mit jemand gesprochen. Die Mutter blieb am Fenster stehen und suchte, als die Geschwister verschwunden waren, nachzudenken, was mit Vera geschehen sollte.

So untätig hier im Hause sitzen konnte sie doch nicht, es reichte so schon nicht hier und nicht da. Vera, die die letzten Jahre hindurch ein so reiches Leben geführt, würde sich noch viel schwerer an den Mangel gewöhnen können. Deshalb hatte sie schon hin- und hergedacht, auch mit Sergei darüber sprechen wollen, doch der hatte abgelehnt: „Daß das noch, Mutter.“ Vielleicht sprach er jetzt mit ihr, hatte sie wohl nur deshalb zum Spazier-gang aufgefordert, denn aus welchem andern Grunde liefen sie am Abend bei der Kälte in den Straßen um-her. Sie froh schmückte bei dem Gedanken und hüllte sich fester in ihr Tuch ein: Das war so eine Phantasie von Sergei, auch hier hätte er doch sprechen können, so lange man ein warmes Zimmer hatte, brauchte man doch nicht draußen zu sein und zu frieren.

Daß auch das Unglück über Vera kommen mußte — es war doch alles so gut und glatt gewesen, so in Gülle und Fülle. Wie hätte ein Mensch so etwas denken können: Nun war dieser Lebeschmerz, wie Sergei ihr er-klärt, nicht besser wie ein Dieb gewesen. Und Vera

hatte sich so einschließen lassen, alles hergegeben, das war doch Dummheit, sie hätte sich einen Advokaten nehmen sollen, dann würde wohl vieles gerettet sein. Nun war es zu spät, jetzt hatte sie nichts als die Kleider und Wäsche mitgebracht.

Frau Scherfaffowa wandte sich ins Zimmer zurück, schraubte die schlecht brennende Petroleumlampe höher, setzte sich an den Tisch und zog aus ihrer Tasche ein abgegriffenes Spiel Karten, mischte die Blättchen sorgsam durcheinander und fing an Patience zu legen. Bei dieser Beschäftigung und einer neuen Zigarette schwanden ihre Sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

== Lesefrucht. ==

Es liegt etwas Kräftigendes darin, dem Menschen in seinem Kampfe mit den Elementen zu folgen.

Das „Kosmos-Prinzip“.

Den gesamten Kosmos wie jeden einzelnen Teil von ihm, jedes Kollektiv- und Einzelwesen bis in das kleinste hinein beherrscht dasselbe Prinzip: das Prinzip von den sich ausgleichenden Daseins- und Gegendaseinsbegriffen. Dieses von ihm entdeckte Kosmos-Prinzip versucht Professor Hans Christianen in seinem kürzlich in der zweiten stark vermehrten Auflage erschienenen Werk „Meine Lösung der Welträtsel“ zu erklären. Darnach besteht der Kosmos wie jeder seiner einzelnen Teile aus zwei Begriffen: dem vorwärtstreibenden, subjektiven Männlichen: der Zeit, die gleichbedeutend mit der Energie ist; und dem beharrenden, objektiven Weiblichen: dem Raum, gleichbedeutend mit Materie. Die Quantität des subjektiven ist die Kraft, seine Qualität — der Geist, denen gegenüber die objektive Quantität: der Stoff mit seiner Qualität der Seele stehen. Nun hat aber jedes Dasein ein ergänzendes Gegendasein, mit dem zusammen es ein absolut und relatives, positives und negatives Ganzes bildet, das aus den obigen vier mehr oder weniger vermischten Begriffen (Kraft, Stoff, Geist, Seele) besteht. Naturgemäß ist dabei jeder Fortschritt, jeder Sieg des Daseins, ein Rückschritt, eine Niederlage des Gegendaseins. Demnach bildet auch die Zukunft des Daseins die Vergangenheit des Gegendaseins und umgekehrt, so daß das gesamte Geschehen im Kosmos in der ewigen Gegenwart stattfindet. Dieses Geschehen selber aber vollzieht sich in Schwingungen (ähnlich wie bei einem Pendel), die abwechselnd nach der Gegen- und Daseinsseite schwingen, sich ausgleichen und im Grunde nichts anderes darstellen, als den im realen und idealen Hunger und realer und idealer Liebe sich äußernden Erhaltungsdwang. Dieser drängt den Mann selbstfüchtig nach Macht und die Frau selbstlos nach Schönheit zu streben, deren Vervollkommenheit unter fortwährendem Kampf geschieht (Kampf ums Dasein der organischen und anorganischen Wesen). Da nun stets nur das relativ Stärkere bezw. Gefälligere siegt, versuchen die Individuen sich den jeweiligen Kampfbedingungen immer mehr anzupassen und entwickeln sich. Eine der wichtigsten und besten Behauptungen dieser neuen Theorie des Weltgeschehens ist, daß sie Geist und Seele nicht wie bisher üblich zusammenwirft, sondern sie als diametral-entgegengesetzte Qualitäten (subjektive und objektive) erkennt. Mit dieser Behauptung tritt dieses System aus der Reihe der bisher erschienenen philosophischen Richtungen und beschreitet einen gänzlich neuen, eigenartigen Weg.

Dies ist in kurzen Worten der Grundgedanke, auf dem das „Kosmos-Prinzip“ aufgebaut ist, und nach dem Professor Christianen alles Weltgeschehen, so z. B. auch den Weltkrieg, rein logisch erklärt. Dieses scharfsinnige Prinzip, das durch Konzentrierung reicher künstlerischer Phantasie und grüblerischen Geistes entstanden, ist, wie jedes Ding nach ihm, auch selbst dem Gesetz der Entwicklung untertan und demnach auch noch unvollkommen. Aus dem zweiten Buch merken wir einen großen Fortschritt dem ersten gegenüber, und die Anmerkung am Schluß des zweiten Teils vereinfacht auch diesen, aber immer noch nicht genug. Soll dieses Prinzip wirklich Geltung auf den Kosmos haben, so muß es sich noch stark kristallisieren und von allem Drum und Dran reinigen, bis

es zu einer ganz einfacher Formel wird, wie es die erhabenen Naturgesetze sind, auf denen die exakten Wissenschaften beruhen.

M. Ch.

== Bunte Welt. ==

Aus der Kriegszeit.

An Bord eines deutschen U-Bootes. Im März dieses Jahres wurde der norwegische Viermaster „Vindfield“ an der Südküste Irlands durch ein deutsches Unterseeboot versenkt. Vorher war die Besatzung in die beiden Rettungsboote gegangen, und der Unterseebootkommandant nahm deshalb die 24 Mann der „Vindfield“-Besatzung an Bord, wo sie drei und einen halben Tag verblieben. Über diesen Aufenthalt berichtet der Kapitän Norberg nun im norwegischen „Morgenbladet“ folgendermaßen: „Es war ein ausgezeichnetes Boot und nahm nur wenig See über den Turm. Ich selbst ging frei umher und konnte mein Tagebuch führen, das zensiert wurde, bevor ich das Schiff verließ. Das Unterseeboot war 1914 erlaubt; die Motoren trugen jedenfalls diese Jahreszahl. Am Tage, bevor die Granaten die norwegische Bark versenkt hatten, hatte das Boot einen englischen Dampfer torpediert. Die Besatzung des Unterseebootes erklärte, daß es 30–40 Tage ununterbrochen in Tätigkeit sein könne. Als es die „Vindfield“ traf, war es eine Woche unterwegs gewesen; das bewiesen die Bremer Zeitungen, die auf dem Tische des Kapitäns lagen. Wenn das Signal zum Niedertauchen gegeben wurde, mußten alle Mann sofort auf den Beinen sein. Kapitän Norberg erhielt eine Note im Offiziersraum, die Mannschaft wurde im Torpedoraum untergebracht. Der Aufenthalt an Bord war so gut, wie er den Umständen nach sein konnte. Die Norweger bekamen dasselbe Essen wie die Deutschen. Der Speisezettell für die Tage ihres Aufenthaltes lautete folgendermaßen: Sonnabend, den 18.: Frühstück: Kaffee, grobes Brot, Butter, Zucker, kondensierte Milch und Marmelade. Mittag: Geschmortes, präpariertes Hammelfleisch, Gemüse. Schmedde ausgezeichnet. 4 Uhr nachmittags: Dasselbe wie zum Frühstück mit dem Unterschied, daß man an Stelle des Kaffees Tee bekam und dazu Sardinen oder kleine Matvenen. Sonntag: Frühstück; Nachmittagskaffee und abends wie am vorigen Tag mit dem Unterschied, daß man statt des Tees Kalao bekam. Montag: Frisches Fleisch und Kartoffeln, eingemachte Pflaumen zum Nachtisch. Dienstag: Mittag: Reisgrütze und Butter. Frühstück; Nachmittagskaffee und abends wie an den vorhergehenden Tagen. Hieraus kann man sich also eine Vorstellung von der Verpflegung an Bord der Unterseeboote machen. Von Freitag nachmittag, da die Norweger an Bord kamen, bis Sonnabend nachmittag um 3 Uhr fuhr das Unterseeboot an der Oberfläche. Am Sonnabend nachmittag beobachtete man plötzlich einen englischen Zerstörer. Sofort wurde das Signal zum Untertauchen gegeben, und binnen 50 Sekunden sank das Unterseeboot auf 30 Meter Tiefe. Später stieg es auch 23 Meter unter der Wasseroberfläche und hielt sich dort, bis die Dunkelheit eintrat. Sonntagabend bemerkte man wiederum einen englischen Zerstörer und ging sofort auf 23 Meter Tiefe herab. Als das Signal dazu erfolgte, bekam man plötzlich, sagt Kapitän Norberg, ein nervenzergütendes Gefühl, und es kam ihm vor, als wenn die Unterseeboot-Mannschaft stets, wenn das Untertauchen erfolgte, eine lauschende oder gespannt abwartende Haltung einnahm. . . . Dienstag nachmittag traf das deutsche Unterseeboot endlich die norwegische Bark „Silos“, und Kapitän Norberg und seine Mannschaft wurden dorthin an Bord gebracht. Als das Unterseeboot die „Silos“ verließ, wurde mit den Flaggen geteilt, und die „Vindfield“-Besatzung brachte auf den Kommandanten und die Mannschaft dreimal drei Hurrahs aus. (Zent. Bl.)

Zwei Dollarföner. Die gewaltigen Summen, welche die neutralen Staaten in diesem Weltkrieg verdienen, haben in einer Menge von Geschäftsgehirnen Zukunftsperspektiven von höchst erstaunlichen Dimensionen entstehen lassen. Man rechnet dabei ziemlich einseitig mit der Selbstvernichtung der europäischen Staaten und mit dem Umschwung, den der Friedensschluß mit sich führen kann. Nirgends sind diese finanziellen Zukunftspläne jedoch himmelstürmender als in den Vereinigten Staaten. Hier plant mehr als ein optimistischer Geschäftsmann eine neue Weltherrschaft mit New York als Goldzentrum der Welt und Wall Street als dessen ökonomischer Pulsader. Mancher amerikanischer Unternehmer glaubt sich an

der Schwelle der Zukunft stehend. Als Anführer des zukünftigen Dollar-Triumphzuges durch die Welt aber werden besonders zwei Namen genannt: James Farrell und Frank Vanderlip. James Farrell ist der Präsident des Stahltrusts. Sein bisheriger Lebenslauf ist typisch für viele dieser Geldmattadore. Er begann seine Laufbahn als Matrose, wurde dann Arbeiter in einem Stahlwerk und arbeitete sich allmählich zu seiner jetzigen Stellung empor. Er soll sich nur für zwei Dinge interessieren: für seine Familie und den Verkauf amerikanischer Produkte in der ganzen Welt. Der andere Geldfürst, Frank Vanderlip, ist 51 Jahre alt und Direktor einer der größten Banken in New York. Auch er hat seine wechselvolle Lebensbahn hinter sich. Er war nacheinander Aderbauer, Schenograph und Journalist, ehe er ins Bankfach eintrat. Von ihm wurde „The American International Corporation“ gegründet, eine Aktiengesellschaft, die mit einem Kapital von mehreren hundert Millionen Dollar seit Kriegsbeginn nichts unerreicht ließ, um während des Krieges Amerikas Führung auf kommerziellem Gebiet in allen Weltteilen zu befestigen. Man sagt von Vanderlip, daß die Schwierigkeiten, eine Audienz in seinem Kontor zu erhalten, so groß wären, daß die Bittsteller mindestens eine Million Dollar (!) daran wenden müßten, um sie zu überwinden. So behaupten wenigstens die amerikanischen Blätter . . .

Unsere Herzen voll Qual . . .

Von Miss Marston in Boston.*)

Eine ruhige Stadt, eine sonnige Straße,
Aber horch! Hörst du die Schritte der Soldaten?
Hörst du den Ruf? Die Fahnen ziehen vorüber,
Das Vaterland ruft seine Söhne auf zum blutigen Streik!

Wozu die Tränen? Es schmerzt sie euer Weinen,
Vielmehr frohlocket, werft ihnen Küsse zu!
Auf den unendlich langen, den traurigen Weg,
Für die finstere Nacht und den erbitterten Kampf.

Fremde wir? Doch unser Sonnenschein schwindet.
Fremde? Wir, die wir vertrauen auf ihre tapferen, jungen
In jede starke junge Hand [Augen].
Legen wir unsere Liebe für ihr Vaterland.

Heut' ist unsere Heimat ruhig und heiter.
Aber wir sehen nur die feuerbeleuchteten Nächte,
Wo dein schwarz-weiß-rotes Banner weht
Und die Standarte der Freiheit hoch sich erhebt.

Un're Brüder haben sich vereint, dir Leid anzutun,
Sie schrieben Schwerter für deinen drängenden Feind.
Sie wenden sich ab von dem Freund ihrer eigenen Not:
Vor dem Mammon gekniet, vor der Gier gebeugt!

Unsere Herzen voll Qual, voll Kummer und Scham
Des Schandflecks wegen, der auf un'res Landes Namen,
Und wir schiden einen Jurot über das Meer:
Mögen unsere Tränen das Unrecht an dir büßen!

Wir beten für dich durch Tag und Nacht,
Für die verblendeten Brüder beten wir auch.
Und du, durch dessen Macht das Recht soll leben,
Tapferes, teures Land, verzeih', verzeih'!

*) Die Verfasserin dieses Gedichtes ist eine Amerikanerin, die sich häufig in Wiesbaden aufgehalten und Deutschland sowohl wie unsere Stadt aufrichtig lieb gewonnen hat. Um den Gedankengang der Dichterin möglichst treu wiederzugeben, hat der Übersetzer auf den Reim verzichtet. Das einer hiesigen Familie zugegangene Gedicht spricht zwar für sich selbst, es wird aber durch den folgenden Auszug aus dem Begleitschreiben der Verfasserin noch verständlicher: Hoffentlich kommt dieses Schreiben in Ihre Hände. Auch erlaube ich mir gleichzeitig, ein Blatt zu übersenden, welches wie ich hoffe, Ihnen gefallen wird, wie es meinen deutschen Freunden hier gefallen hat. Das Gedicht kam wenigstens aus dem Herzen! Wir geht es gesundheitlich gut und es ist mir vergönnt, auf verschiedene Weise zur großen Aufgabe mein Eiferlein beizutragen. Was wir von der Wilson in Deutschland hören, macht uns große Sorge und als Mitglied eines Komitees, das sich für den Jurot gebildet hat, die deutschen Kinder mit Milch zu versorgen, bin ich vorläufig damit beschäftigt, unsere Rundschreiben zu verbreiten und Geld zu sammeln. Nämlich viel Geld haben wir schon; wissen nur nicht genau, wie die Versendung geschieht, da die Paketpost schon lange eingestellt ist. Unser Vorsitzender hat aber mit dem Präsidenten Wilson eine Unterredung gehabt und er soll bereit sein, die Sache nach Kraft zu ermöglichen. Wir nähern auch fleißig für das deutsche Rote Kreuz und finden einen Trost darin, doch wenigstens etwas zu tun. Glauben Sie mir, ich bin nicht die einzige Amerikanerin, die sich zeichnen kann als Ihre treue „Verbündete“.

Die Kriegsarmbinde der englischen Frauen. John Bull, der sich auf seine Militärfeindlichkeit nicht wenig zugute tat und behauptete, Deutschland müsse schon allein wegen seines Militarismus niedergeworfen werden, sieht sich immer mehr genötigt, in einen „Militarismus“ zu schlüpfen, der nur noch äußerlich schüchtern verschleiert wird und schon lange von dem entfernt ist, was man in England als das britische Ideal hinstellte. Bei den Männern nahm es mit der berühmten Armbinde den Anfang. Durch die Bekanntmachung, daß jeder, der sich zu späterer Dienstleistung gemeldet habe, durch eine besondere Armbinde gekennzeichnet werde, suchte man die patriotische Eitelkeit gegen die geringe Liebe zum Kriegsdienst auszuspielen. Und was aus der so unerschöpflich erscheinenden Armbinde wurde, geht am deutlichsten aus den Mägen der Ehemänner hervor, die sich neuerdings allen gegenteiligen Versprechungen zum Trost mit oder ohne Binde zum Eintritt in die Armee gezwungen sehen. Nun beginnt, wie die englischen Zeitungen berichten, die Armbinde auch in der Frauenvwelt ihren Spuk zu treiben. Veranlaßt durch den Mangel an Arbeitskräften zur Landbestellung, gibt das englische Kriegs-Landwirtschafts-Komitee jetzt neue Armbinden heraus, die jenen Frauen verliehen werden, die sich für eine bestimmte Dauer zur Arbeit auf dem Felde verpflichten. Und schon fragt man sich ängstlich, ob auch nicht hier der schöne Anfang zum schmachlosen Zwang führen wird. Ja, ja, auch in England gilt das Wort von den Zeiten, die sich ändern . . .

Die zehn Gebote des französischen Zivilisten. Welch große Mühe es noch immer in Frankreich verursacht, die Daheimgebliebenen zur Einhaltung der selbstverständlichen Kriegsgelüste und Kriegspflichten zu bewegen, läßt sich daran erkennen, daß immer wieder neue Satzungen aufgestellt werden müssen, die ein auf Vergnügen und Luxus verzichtendes und auf die Erfordernisse der Zeit gerichtetes Leben predigen. So fühlt sich auch der „Intransigeant“ bewogen, neuerdings wieder einen Nachruf in Form von zehn Geboten für die Zivilisten zu veröffentlichen. Diese zehn Gebote lauten: 1. Unentwerft eure eigenen privaten Interessen dem allgemeinen Interesse des Landes. 2. Vergeudet nicht nutzlos, was für das Land von Wichtigkeit ist. 3. Spart, wo ihr könnt, um das ersparte Geld regelmäßig sofort in Kriegsanleihen anzulegen. 4. Nützt euch in der gegenwärtigen Zeit bei euren Geschäften mit einem bescheidenen Gewinn. 5. Suchet so viel wie möglich das rein französische Gewerbe zu begünstigen. 6. Laßt euch niemals zu einer Aufzierung verleiten, die einen eurer Mitbürger schwach machen oder entmutigen könnte. 7. Heget niemals Zweifel irgendwelcher Art. 8. Widet in die Zukunft. 9. Seid hoffnungsfreudig. 10. Seid schweigsam.

Die neuentdeckte Sonnenblume. Zu den vielen Dingen, die der Krieg zu neuen Ehren gebracht hat, gehört auch die Sonnenblume. Sie bildete zwar schon lange den Schmutz unserer Sommergärten, aber ihre praktische Bedeutung tritt heute weit mehr als früher in den Vordergrund. Wiederholt ist daher auch amtlich der Anbau von Sonnenblumen empfohlen worden. Bei dem Mangel an Öl, der sich jetzt empfindlich bemerkbar macht, kann auf diesen Anbau nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Erntet man doch, wie in der „Naturwissenschaftlichen Zeitschrift für Forst- und Landwirtschaft“ mitgeteilt wird, von einem Morgen (= ¼ Hektar) etwa 3 Zentner Fruchtkerne, die zusammen wieder etwa 75 Pfund Öl ergeben (die enthielten Kerne über 100 Pfund). Ferner gibt ein Morgen noch 20—25 Zentner Stengel und Blätter. Die Blätter dienen als Schaffutter, die großen und dicken Stengel der einjährigen Pflanze als Brennmaterial. Es ist dringend zu raten, jedes Brachland, jedes freie Eckchen in Hausgärten, jeden Aushub von Gräben und Wegen, Baumrändern, Wäldchen, Umfassungen von Kartoffelfeldern umzufluten und mit einigen Sonnenblumen, besonders Samen der großblättrigen, weißblütigen Sorten zu besteden. Das stark verzweigte Wurzelwerk nutzt den Boden stark aus. Als großblättrige, schnellwüchsige Pflanze braucht die Sonnenblume viel Raumnähe und Feuchtigkeit. Falls wäre es daher, sie auf trockenen, armen Sandboden ohne Düngung und Wässerung anzubauen, sie im Schatten erziehen zu wollen, dicht zu säen oder eng an andere Pflanzen zu bringen. Zwei bis drei Körner sät man Anfang bis Mitte Mai in ein Loch von gut ½ Fingerringe in ½ bis ¾ Meter Abstand. Die ölreichen Samen werden zu Speisefett kalt gepreßt, an Geflügel verfüttert, zur Herstellung von Seifen und Firnis heiß gepreßt und die Abfälle zu Futtermitteln für das Vieh verarbeitet.